SYMBOLON

Gesellschaft für wissenschaftliche Symbolforschung e. V.

SYMBOLE VON HARMONIE UND MISSGESTALT

61. Jahrestagung, 8. - 10. April 2022 | Augustinerkloster Erfurt

SYMBOLON

Gesellschaft für wissenschaftliche
Symbolforschung e.V.

»Ich fand eine Feldblume, bewunderte ihre Schönheit, ihre Vollendung in allen Teilen und rief aus: ›Aber alles dieses, in ihr und Tausenden ihresgleichen, prangt und verblüht, von niemandem beachtet, ja oft von keinem Auge nur gesehn.‹ Sie aber antwortete: ›Du Tor! Meinst du, ich blühe, um gesehen zu werden? Meiner und nicht der anderen wegen blühe ich, blühe, weil's mir gefällt: darin, daß ich blühe und bin, besteht meine Freude und Lust.‹«

Arthur Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena* (1851)

Liebe Tagungsteilnehmer,

bei der Arbeit an einer neuen Partitur auf der heimischen Gartenterasse widerfuhr dem Komponisten Arvo Pärt der Einbruch der Transzendenz in Form eines höchst indifferenten Zeichens. Ein vorüberfliegender Vogel hatte ausgerechnet über dem Notenblatt seinen Darm entleert. Der gläubige Musiker deutete den Vorfall als einen Aufruf zur Demut, die dem Künstler geboten sei. Schwerer wiegt das Schicksal, das Johann Sebastian Bach vor Vollendung der als Quadrupelfuge geplanten Nummer 19 seiner »Kunst der Fuge« ereilte. Noch vor Einführung des vierten Themas bricht die Notenschrift jäh ab, darunter der Vermerk seines Sohnes Carl Philipp Emanuel: »Über dieser Fuge, wo der name B. A. C. H. im Contrasubject angebracht wurde, ist der Verfasser gestorben« – eine in den Noten verborgene, der melodischen Entwicklung eingewobene Signatur des Todes, wie ein wissendes Einverständnis, dass das Höchste lebend nicht zu erlangen sei.*

*Nicht verschwiegen werden soll, dass nach heutigem Kenntnisstand diese Komposition keineswegs seine letzte gewesen ist; ebensowenig, dass es durchaus Versuche von fremder Hand gab, das fragmentarische Werk zu vollenden, die jedoch naturgemäß kaum je das Wohlwollen der Musiktheoretiker fanden. Zuletzt versuchte sich darin der Pianist Daniil Trifonov: »The Art of Life«, Deutsche Grammophon 2021.

Seit jeher verehrt der Mensch das Schöne in der Natur, und versucht in seinen Werken dieser nachzueifern oder sie gar zu übertreffen. In Kunst, Musik und Architektur häufig mit dem Vollkommenen gleichgesetzt, wird das Schöne als Verweis auf Göttliches angesehen. Mancher wähnt in Zahlenreihen und Maßverhältnissen ein numinoses Wirken, oder will etwa in einer Blüte oder in den eleganten Flugkurven eines Vogelschwarms einen Überfluss an Schönheit entdeckt haben, der nicht naturwissenschaftlich zu erklären sei. Schönheit wird hier zum Symbol von Transzendenz.

Wie aber kommt das Hässliche in die Welt? So wie die Frage nach dem Bösen den Theologen unter Rechtfertigungsdruck setzt, droht die Existenz von Missgestalt jegliche Vorstellung vom göttlichen Baumeister zu untergraben. Gerät eine jede Harmonieerfahrung dem religiösen Menschen potentiell zum fernen Reflex eines seligen metaphysischen Urzustands, verortet der psychologisch geschulte Geist deren Wurzeln weitaus pragmatischer in frühkindlichen oder fötalen Geborgenheitsmomenten.

Psychologische und evolutionsbiologische Argumente relativieren den Absolutheitsanspruch einer jeden metaphysisch begründeten Ästhetik. Demzufolge gilt Schönheit als subjektiv, wo wir nicht schlichtweg dasjenige als schön empfinden, was uns als lebensförderlich begegnet – den gesunden, jungen und fortpflanzungsfähigen Körper, die auf menschliche Maße und Bedürfnisse ausgerichtete Architektur, den gemütlich eingerichteten Garten, die mediterrane Landschaft mit ihrer in mildem Klima gedeihenden Flora und Fauna: Harmonieerfahrung nicht als Urzustand, sondern Ergebnis optimaler Abstimmung, Schönheitsempfinden als Resultat evolutiver Anpassung.

Dort jedoch, wo das Ungeschliffene und Dissonante, das Zufällige und das Gestaltlose gänzlich ausgespart bleiben, erscheinen uns Kunst und Lebensstil als unwahrhaftig. Die ungebrochene Harmonie entspricht nicht der Lebenserfahrung, die um Gefährdung, Leid und Endlichkeit weiß. Auch die Versuche von Vitruvius (illustriert etwa durch Leonardo da Vinci) bis zu Le Corbusiers »Modulator« (1945), oder der bis heute in Architektur und Ingenieurswesen einflussreichen »Bauentwurfslehre« von Ernst Neufert (1936), die menschliche

Gestalt idealisiert aus geometrischen Gesetzmäßigkeiten abzuleiten, vermögen letztlich nicht zu überzeugen. Der Mensch erscheint hier keineswegs in naturgemäßer Proportion, vielmehr wie eingepresst in eine Form, die, seiner natürlichen Erscheinung wie übergestülpt, das organischen Werden zugunsten eines abstrakt-geometrischen Ideals erstickt, anstatt den natürlichen Gestaltungsprozessen den ihnen gebührenden Raum zuzugestehen.

Wo vollkommene Harmonie herrscht, kann es keine Entwicklung geben. Das Werden vollzieht sich dort, wo der Herrschaftsbereich des Vollkommenen endet, das sich absolut gedacht letztlich als lebensfeindliche Idealvorstellung erweist. Seit Darwin wissen wir, dass auch der Prozess der biologischen Evolution auf spontanen Mutationen beruht; ein Fehler in der Übermittlung von Erbgut ist nicht gut oder schlecht an sich, das Auftreten von Abweichungen führt einerseits zu Fehlfunktionen und ermöglicht doch zugleich flexible Anpassung an sich wandelnde Lebensbedingungen.

Information ist stets von Entropie, Ordnung von Chaos, Gestalthaftigkeit von Zersetzung bedroht, wovon in der Stilleben-Malerei Motive wie Totenschädel, Stundenglas oder die vergehende Blüte genauso Zeugnis ablegen, wie auf der Materialebene das Verblassen organischer Pigmente oder ein Riss in der Firnisschicht. In einem Brief an Marilyn Monroe, die er kurz zuvor kennengelernt hatte, erbittet John Steinbeck ein Autogramm für seinen kleinen Neffen: »Mir ist bewusst, dass Sie nicht aus himmlischem Äther gemacht sind, ihm aber nicht. Ein Hinweis, dass Sie über normale Funktionen verfügen, wäre ein tiefer Schock für ihn, und ich werde nicht derjenige sein, der ihm das mitteilt.« In einem idealisierten Menschenbild vergessen nicht nur Heranwachsende, dass auch der schönste Leib durch die natürlichen Prozesse von Ernährung und Verdauung unaufhörlich lebendige Gestalt in Unrat, und damit in Ungestalt schlechthin verwandelt.

So wie es ohne Einsicht in die komplementäre Natur von Leben und Tod, Entwicklung und Zerstörung keine wahrhaftige Würdigung des Lebendigen gäbe, bedarf die Wahrnehmung von Schönheit im Allgemeinen eines Gegenübers, das sich am Schönen berauschen kann, gerade weil wir üblicherweise hinter

jenes zurückfallen.

Ohne Störung der vollkommenen Schönheit gäbe es niemanden, der diese zu würdigen verstünde. Allerdings ließe sich von einem weniger anthropozentrischen Standpunkt aus, etwa mit Schopenhauer, einwenden, dass die Natur nicht um unseretwillen in Schönheit erstrahlt. Absolute Schönheit wäre, so verstanden, kein Ideal, dem es nachzueifern gelte, sondern eines, das allem bereits gegeben ist, wenn wir es bloß wahrzunehmen verstünden.

Eine Kunst, die auf eine solche Absolutheit der Wahrnehmung setzt, droht indes in Beliebigkeit zu zerfasern, denn wenn alles als schön gilt, macht sie sich selbst überflüssig, besteht die Arbeit des Künstlers doch gerade in einem gelingenden Zusammenspiel des Divergenten, unter Hervorhebung des Einzelnen zum Besonderen. Je umfassender und disparater die Bereiche von Wirklichkeit, die im Kunstwerk zusammenklingen, desto größer scheint uns dessen Bedeutung. Wie jedem Musikkenner geläufig, fordert die Tonika die (Sub-)Dominante als natürlichen Schritt und Gegenpol geradezu heraus, während in der erzählenden Literatur keine Handlungsentwicklung in Bewegung kommt, ohne Figuren in ein Unglück zu stoßen. (Gelegentlich werden die Gegensätze, zwischen denen sich Ereignisse vollziehen, auch plakativ gegenübergestellt, wenn etwa bei Victor Hugo oder Jean Cocteau die Schöne mit dem vermeintlichen Biest ein ungleiches Paar bildet, oder ein Renaissancemaler wie Hans Baldung dem Totentanzmotiv provokant-erotische Töne abgewinnt, indem sich eine schöne Nackte in den Armen eines lebenden Kadavers windet.)

Keine Harmonie ohne Misstöne, ohne Spannung keine Entspannung. Kein strahlender Held ohne die groteske Gestalt der Cundrie in Wolframs von Eschenbach »Parzival«. Keine Helena ohne Phorkyas in Goethes »Faust«. Je wohliger wir uns in Selbst- und Weltbildern, Ideologien, Gesellschafts- und Sozialversicherungssystemen einzurichten versuchen, umso höher die Wahrscheinlichkeit, eines Besseren belehrt zu werden, wobei das Bessere in der Öffnung für eine umfassendere Wirklichkeit besteht. Oft jedoch ziehen wir es vor, deren unerwünschte Anteile aus der Ferne wahrzunehmen: Richtig wohlig

geraten die Gärten der Zivilisation erst in Kenntnis der unschönen Lebensrealität außerhalb der Gartenmauer. Umgekehrt sucht auch der Zustand von Spannung und Irritation nach Auflösung, so, wie die spannungsvolle Dominante bekanntlich zur Reinheit der Tonika zurückdrängt, und mit dem als »diabolus in musica« gefürchteten Tritonus sogar der Widersacher schlechthin nach Erlösung in vollendeter Harmonie strebt.

Harmonie und Miss-, oder auch Ungestalt stellen keine einander ausschließenden Gegensätze dar, vielmehr scheint jeder Schritt in die eine Richtung potentiell den jeweiligen Gegenzug herauszufordern, und wo immer sich der Mensch der Vollkommenheit nahe wähnt, sei es in Musik, Dichtung, Kunst, Architektur oder gar Politik, Weltanschauung oder Persönlichkeitsentwicklung, macht ihm die Natur einen Strich durch die Rechnung. Umgekehrt mahnen die Ungestalt von Ruinen, zerstörten Städten und Landschaften wie auch jeder städtebauliche »Schandfleck« unausgesprochen zur Erschaffung einer neuen Ordnung, oder aber schlichtweg, es künftig einfach besser zu machen.

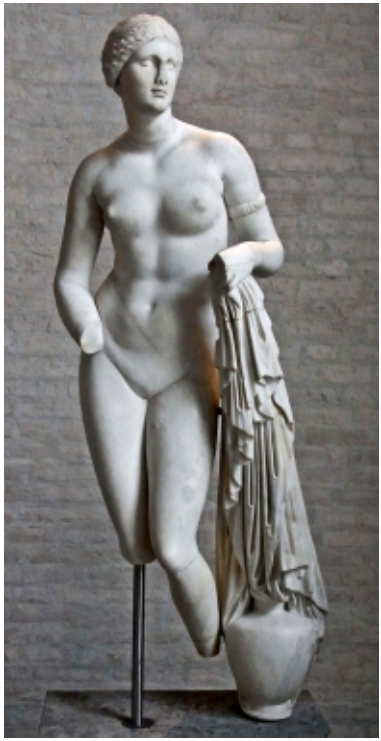
In Mischwesen, im Abnormen, im ungehemmt Wuchernden und Riesenhaften begegnet uns das Übermächtige, Unkontrollierbare, Sublime in symbolischer, zuweilen personifizierter Gestalt. In der Konfrontation mit furchteinflößenden Göttern, Engeln und Dämonen werden wir demütig auf unseren Platz verwiesen – oder wachsen über uns hinaus, wie David im Kampf mit dem Koloss. Was zunächst als ungeheuerlich erfahren wird, offenbart sich oft genug als verborgene Kraft, die es zu bezwingen, oder besser noch, sich anzueignen gilt. Der Drache oder Dämon hütet in Mythos und Märchen oftmals einen Schatz, der sich solange unserem Zugriff entzieht, wie wir uns unfähig zeigen, seine Wächter als Projektionen unserer eigenen Unvollkommenheiten wahrzunehmen. Dasselbe gilt für die Dämonen und Schreckensgestalten, die in dem im Westen als »Tibetisches Totenbuch« bekannt gewordenen »Bardo Thödol« dem Verstorben den Weg zu einer besseren Wiedergeburt – sowie der Option zu deren gänzlicher Vermeidung – versperren, wie auch ihren Entsprechungen in der ägyptischen Unterweltmythologie.

»Das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade

ertragen.« (Rilke, Duineser Elegien) Mit gleichem Recht ließe sich umgekehrt ausrufen: »Das Schreckliche ist nichts als des Schönen Anfang, den wir daher gerne ertragen wollen!« Die bereits in der Antike, namentlich durch Sokrates in den Schriften Platons postulierte und für das Abendland lange Zeit maßgebliche Einheit des Schönen, Guten, Wahren wird in der Moderne zunehmend aufgebrochen. Hier und da, wie bei Rilke, scheint gerade durch die Risse einer allzu verführerischen Harmonie die Macht des Sublimen hindurch; erst in der Annahme des Ungeheuerlichen kann sich Transzendenz einstellen. Der Fleck auf dem Notenblatt vollendet das allzu ambitionierte Werk.

Eine besonders versöhnlich stimmende Haltung gegenüber dem Abnormen und Unzweckmäßigen begegnet uns in der Einsicht des altchinesischen Philosophen Zhuangzi, für den die Natur weder Idealen oder Tugenden, noch Schönheits- oder Nützlichkeitsdenken unterworfen ist. Auch dort, wo sie sich ihre Eigen- oder Andersartigkeit bewahrt, im krummen Baum etwa oder im buckligen Krüppel, bedarf sie nicht des verbessernden Zugriffs durch den Menschen. Eine Schönheit, die allem Natürlichen eignet, muss sich nicht um ihres eigenen Erstahlens willen von einem weniger vollkommenen Gegenüber abheben, sie ist – wie Schopenhauers Feldblume – sich selbst genug. Darüber, was schön sei, so Zhuangzi, herrsche Uneinigkeit zwischen Menschen, Fischen und Vögeln, da wir von Natur aus verschiedenartig seien; ganz ohne unser Zutun ist alles gut, wie es ist, denn es ist gut, weil es ist.

Ihr Martin Weyers
Vorsitzender, SYMBOLON



Die griechische Göttin Aphrodite: Inbegriff der Schönheit. Hier eine römische Kopie nach dem Original des Bildhauers Praxiteles (um 340 v. Chr.). Foto: Werner Heinz

FREITAG

15:00 | Empfang mit Kaffee und Kuchen

16:00 | Martin Weyers: Begrüßung und Einführung
Sehnsucht nach Vollkommenheit. Von der wahren Schönheit zur Ware ›Schönheit‹: Eine Einführung

Von Schönheit und Harmonie in der Symbolik handelt die Tagung, aber auch vom Gegenpol des als hässlich Empfundenen, vom Abnormen, verstanden als das hinter subjektiver Zustimmung oder kollektiven Schönheitsnormen Zurückfallende. Unzureichende, also ›Un-Gestalt‹, begegnet uns, normativer formuliert, als ›Missgestalt‹. Während ersterer eher das Potential innewohnt, zur gelungenen Form noch zu finden, stellt sich letztere zumeist radikaler und womöglich unumkehrbar als Ergebnis eines misslungenen Prozesses dar.

Jedoch wird bei eingehender Betrachtung deutlich, dass einer sich gesellschaftlichen oder persönlichen (Schönheits-)Normen verwehrenden Andersartigkeit mitunter auch eine positiv besetzte Rolle zuwachsen kann. Das Eigentümliche ist des Normativen Herausforderung. Zudem erweisen sich alle Objektivierungsversuche von Schönheit und Harmonie letztlich als unzureichend. Schönheit kann symbolisch angesprochen und subjektiv bewertet und beschrieben werden, einer objektiven Messung entzieht sie sich.

Beispiele aus Musik, bildender Kunst und Popkultur, von Vitruvius bis Le Corbusier, und von Hans Baldung über Johann Sebastian Bach bis zu den Filmen »Freaks« (1932) und »Der Elefantenmensch« (1980), veranschaulichen die gesellschaftliche Relevanz des Themas von der Antike bis zur heutigen Medienwelt zwischen kommerzialisierter Schönheitsnorm und dem Ruf nach Diversität.

Martin Weyers, Ludwigshafen am Rhein. Freischaffender Künstler (Malerei, Zeichnung, Druckgraphik). Diverse Veröffentlichungen zum Thema Kunst und Mythos. Studium der Europäischen Kunstgeschichte, Philosophie und Psychologie an der Universität Heidelberg.

Veranstalter und Moderator zahlreicher Symposien zum Themenbereich Kunst, Mythos, Symbolik, u. a. über zwanzig Jahre international als enger Mitarbeiter (›Mythological RoundTable® Coordinator‹) der Joseph Campbell Foundation, sowie als Vorsitzender der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Symbolforschung e. V., »Symbolon«. www.martinweyers.com

16:30 | Werner Heinz

Symbolik von Harmonie und Schönheit in der abendländischen Kunst- und Architekturgeschichte

Der Kirchenvater Augustinus kam bei der Frage, was denn ›Zeit‹ sei, etwas ins Stolpern: Wenn ihn niemand danach frage, wisse er es; wenn er es einem Fragenden erklären solle, wisse er es nicht. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff der ›Schönheit‹: Er entzieht sich zunächst einer Definition. Ein Anliegen dieses Beitrags wird es sein, diesem Mangel zumindest in einigen Bereichen abzuhelfen.

Im antiken Griechenland versuchte der Bildhauer Polyklet, anhand eines (leider verlorenen) Kanons – einer Richtschnur – die Schönheit des menschlichen Bildes zu fassen. Für Plato realisierte sich Schönheit in den sogenannten ›Platonischen Körpern‹, während Aristoteles, den Pythagoräern folgend, meinte, der gesamte Himmel sei Harmonie und Zahl.

Doch die Frage, was denn eigentlich schön sei, führt uns noch weiter zurück. Für den altägyptischen Pharao Echnaton war es die Sonne: »Der Sonnengott ist vollkommen an Schönheit«. Im 45. Psalm ist es die Braut, nach deren Schönheit der König verlangt – in der Interpretation von Marc Chagall ist damit das Gottesvolk insgesamt gemeint.

Augustinus schließlich fasst die körperliche Schönheit als »Übereinstimmung der Teile« – eine Definition, die in der Florentiner Frührenaissance exakt so

wiederauftaucht. Denn Leon Battista Alberti erweitert diesen Gedanken unter Berufung auf seinen altrömischen Vorgänger Vitruv durch den Begriff der ›Zahl‹, die das ›Ebenmaß‹ – bei Vitruv die ›Symmetrie‹ – zu schaffen habe. Alberti führt dann unter Berufung auf Pythagoras jene Zahlen an, deren Quotienten musikalische Grundintervalle widerspiegeln: die Quinte, die Quarte, die Oktave. Seinem antiken Vorbild Vitruv folgend fordert Alberti die Anwendung solcher Zahlen in der Architektur. Auf diese Weise wird Schönheit in der Architektur nicht nur sichtbar; sie kann auch berechnet und damit definitorisch erfasst werden. Das Urteil über ›Schönheit‹ wird damit aus der angestammten Nische der Subjektivität herausgelöst. Natürlich gab und gibt es auch andere Methoden, Schönheit in der Baukunst darzustellen, wie z.B. den Goldenen Schnitt. Einige ausgewählte Beispiele werden verschiedene Verfahren aufzeigen.

Durch das Einbringen musikalischer Intervalle wird Architektur ›komponiert‹. Schönheit wird über die Musik fassbar. Dank etlicher Grabungsfunde verschiedener Flöten wissen wir, dass gestaltete Musik den Menschen seit knapp 40.000 Jahren begleitet. Der Mensch – ein homo musicus.

Dr. Werner Heinz, Riedlingen, arbeitet nach einem Studium der Theologie, Archäologie, Kunstgeschichte und Vor-und Frühgeschichte sowohl als Wissenschaftler als auch als Leiter von Studienreisen. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Symbolik und kulturhistorischen Themen. Zweiter Vorsitzender von »Symbolon« und Herausgeber der »Symbolon«-Buchreihe.

17:30 | Pause

18:00 | Abendessen

FREITAG

19:00 | Peter Eschweiler

Von Sphinxen, Dämonen und Geburtsgöttern. Mischwesen und Missgestalt in der ägyptischen Mythologie als Symbole des Übergangs

Hegel bezeichnete die Sphinx als »Symbol der Symbole«. Sie steht für Übergänglichkeit, nicht zuletzt für den Wandel von der nicht einsehbaren Vorgeschichte hin zu einer für uns fassbaren geschichtlichen Welt, wie sie sich allerdings erst in Griechenland und Israel voll darstellen wird. Aber Hegel hat von der Entzifferung der Hieroglyphen (1822 – wir feiern 2022 also 200 Jahre Hieroglyphen!) erfahren, wie einige seiner Anmerkungen in den Berliner Vorlesungen bekunden. Daraus zog er gewichtige Konsequenzen für seine philosophische Betrachtung von Geschichte, Religion und Kunst. Größere Texte lesen konnte man selbstredend noch nicht, aber Hegel erkannte grundsätzlich, dass eine ältere Kultur zunehmend in die Historiographie hineintreten wird. Und dafür stand bei ihm die Sphinx.

Nun lässt sich diese mit guten Gründen auch als Symbol des Übergangs vom wilden, ungeschlachten und unbeherrschbaren (animalischen) Wesen einer noch wenig strukturierten Gesellschaft hin zu einer wohlgeordneten (harmonischen) betrachten, mithin also als politisches Symbol. Schließlich trägt sie den Kopf des Königs, des Hüters der Maat. Neben der Sphinx thematisiert der Vortrag Dämonen (Unterweltsbücher), den Geburtshilfegott Bes (Missgestalt in einer ›klassischen Risikosituation‹) und natürlich das Jenseitsgericht, in dem die Maat als Symbol für die Gerechtigkeit und Harmonie gegen das Böse abgewogen wird, und ein missgestaltiges Monster auf das Herz des Verstorbenen lauert. Einige Seitenblicke auf Monster in der griechischen Kunst runden die Betrachtungen ab.

Dr. Peter Eschweiler, Neuwühren, studierte Ägyptologie, sowie Klassische und Vorderasiatische Archäologie in Heidelberg. Seit vielen Jahren ist er im Studienreise-Management tätig, wo er vor allem den Orient-Bereich betreut. Er ist Mitherausgeber der »Bibliographie zur Symbolik, Ikonographie und Mythologie«. Promotion über »Bildzauber im alten

FREITAG

Ägypten. Die Verwendung von Bildern und Gegenständen in magischen Handlungen nach den Texten des Mittleren und Neuen Reiches«. Seitdem zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt: »Hegels Ägypten. Die Sphinx und der Geist in der Geschichte«, Paderborn (Brill / Fink) 2022.

20:00 | Einkehr im Wirtshaus »Augustiner an der Krämerbrücke«

SAMSTAG

8:00 | Frühstück

9:00 | Peter Cornelius Mayer-Tasch
Gartenkunst als Symbolkunst

Vieles, wenn nicht alles, kann dem Menschen zum Symbol werden – nicht zuletzt auch der Garten als ein (im Idealfall) seinen Lebensmittelpunkt umgebender, umhegender und belebender Natur- und Kulturraum. Schon der Begriff des ›Gartens‹ steht für einen bestimmten Lebenszusammenhang. Erst recht gilt dies für die Art von dessen Gestaltung. Vorgestellt werden sollen insbesondere zwei Grundformen symbolischer Gartengestaltung – der Garten als Ausdruck menschlicher Machtentfaltung und der Garten als Ausdruck bürgerlichen Freiheitsdranges.

Prof. Dr. Peter Cornelius Mayer-Tasch, Schondorf am Ammersee. Politikwissenschaftler und Rechtsphilosoph. Emeritus der Ludwig-Maximilians-Universität München, Geschwister-Scholl-Institut für Politikwissenschaft, als dessen Direktoriumsmitglied und geschäftsführender Direktor er agierte. Gründer der Forschungsstelle für Politische Ökologie. Bis 2010 Rektor der Hochschule für Politik, München. Schwerpunkt Politische Ökologie, Politische Rechtslehre und Politische Philosophie, unter Betonung von Kulturgeschichte und Zivilisationsphilosophie; zahlreiche Buchveröffentlichungen hierzu, darunter viele mit ökologischer Thematik sowie der von ihm herausgegebene und mitverfasste Band »Die Zeichen der Natur. Natursymbolik und Ganzheitserfahrung« (1998) und zuletzt »Die Kraft der Zuversicht – Eine philosophische Betrachtung« (2021). Betreibt heute eine philosophische Praxis. – www.philosophische-praxis-boethius.de

10:00 | Viktor Kalinke
Nutzlosigkeit und Natürlichkeit bei Zhuangzi
Zwei vernachlässigte Säulen der daoistischen Philosophie

Wenn wir über daoistische Philosophie reden, denken wir unwillkürlich an

Dao und De, den Weg und die Wirkkraft, auf der alles Weitere aufbaue. Aus dem Blick gerät schnell, dass die beiden Kernbegriffe kosmologisch-naturalistisch eingeordnet sind in einen fließenden Zusammenhang, der Himmel, Erde und Natur vertikal durchdringt, das Naturgeschehen nicht nur fatalistisch hinnimmt, sondern als Beispiel und Vor-Bild versteht. Wer sich danach zu richten weiß, kann entspannen – die Natur arbeitet für ihn, gelangt zum Wuwei und Wei Wuwei, und erkennt den Nutzen des Nutzlosen.

Was bei Laozi noch philosophisch abstrakt erscheint, bringt Zhuangzi in eine konkrete Gestalt. Seine Apologetik des Nutzlosen rehabilitiert in früher Zeit Krankheit und Behinderung. »Was mit Haken und Schnur, Zirkel und Winkelmaß zurechtgerückt wird, ist zurechtgestutzte Natur; was mit Schnur, Leim und Lack wiederhergestellt wird, büßt seine Lebenskraft ein; das Katzbuckeln und Unterbrechen in Ritus und Musik, das Bekräftigen von Menschlichkeit und Rechtschaffenheit bei angehaltenem Atem, um den Herz-Geist unterm Himmel zu beruhigen – damit geht ihre gewöhnliche Natürlichkeit verloren. Es gibt sie unterm Himmel, die gewöhnliche Natürlichkeit. Die gewöhnliche Natürlichkeit biegt ohne [Zuhilfenahme von] Haken, richtet gerade ohne Schnur, rundet ab ohne Zirkel, macht rechteckig ohne Winkelmaß, fügt zusammen ohne Leim und Lack, verbindet ohne Stricke.« (Zhuangzi 8.2)

Viktor Kalinke (Pseudonym), Leipzig, arbeitet als Schriftsteller, Übersetzer und Verleger. Mitbegründer des Leipziger Literaturverlags. Studium der Psychologie und Mathematik in Dresden, Leipzig und Beijing. Kreativitäts-Preis der Hans-Sauer-Stiftung. Zahlreiche Veröffentlichungen von Prosa, Lyrik und Essays. Bücher über das »Daodejing« des Laozi, zuletzt: »Daodejing: Gesamttext und Materialien«, Leipzig (LLV) 2022. Erste vollständige Übersetzung des Zhuangzi: »Das Buch der daoistischen Weisheit: Gesamttext«, Stuttgart (Reclam) 2019, sowie zweisprachig und kommentiert: »Zhuangzi: Der Gesamttext und Materialien«, Leipzig (LLV) 2017. Professur unter seinem bürgerlichen Namen. www.l-lv.de

11:00 | Kaffeepause

SAMSTAG

11:30 | Sabine Poeschel

Der Koloss. Zwischen Schönheit und Staunen

Die italienische Renaissance hat nicht nur allgemein die bildhauerischen Leistungen der Antike neu zu würdigen gewusst und zum Vorbild eigener Schöpfungen gemacht, sondern auch und im Besonderen die Kolossalskulptur. Das sind deutlich überlebensgroße Skulpturen von Göttern, Herrschern oder Helden. Idealerweise waren sie aus einem Marmormonolithen geschaffen, ›ex uno lapide‹. Die Größe wird mit dem Wunderbaren verbunden.

Die Bildmagie der antiken Statuen wurde von den Christen zunächst vehement bekämpft, Theologen versuchten materiellen Bildern ihre Macht zu entreißen, haben sie Jahrhunderte lang dämonisiert und zerstört. Die Kunstgeschichte hat die ungelenken Anfänge neuzeitlicher Monumentalskulpturen aufgrund begrenzter ästhetischer Qualitäten wenig interessiert und so wird Michelangelos famoser »David« vielfach als erste Kolossalskulptur angeführt, aber dem ist nicht so. Schon in der Frührenaissance liegt das Interesse an monumentalen Figuren in ihrer Größe, dann aber steigern sich die Ansprüche.

Prof. Dr. Sabine Poeschel, Stuttgart, ist apl. Professorin am Institut für Kunstgeschichte der Universität Stuttgart. Sie promovierte, nach einem Studium der Kunstgeschichte, Romanistik und Publizistik an der Universität Münster, mit einer Dissertation über die Ikonographie der Erdteile, und war Stipendiatin an der Bibliotheca Hertziana in Rom. Forschungen und zahlreiche Publikationen im Fachbereich Italienische Plastik und Malerei des 14. bis 18. Jahrhunderts, Bühne und Bild in der Neuzeit, Spanische Malerei des 16. bis 19. Jahrhunderts, darunter die Monographien: »Starke Männer – schöne Frauen. Die Geschichte des Aktes«, Darmstadt (WBG) 2014; »Handbuch der Ikonographie. Sakrale und profane Themen der bildenden Kunst«, Darmstadt (WBG) 2005. – www.ikg.uni-stuttgart.de/team/Poeschel/

12:30 | Mittagessen und Pause

SAMSTAG

16:00 | Jochen Hörisch

Phorkyas – Symbole (oder Allegorien?)
des Hässlichen in Goethes »Faust«

In Goethes »Faust« trifft die schönste auf die hässlichste Frau: Helena begegnet Phorkias, hinter der sich Mephisto verbirgt. Beide gehen nicht sehr gepflegt miteinander um und müssen doch feststellen, dass sie Gemeinsamkeiten haben. Das Schöne braucht das Hässliche so, wie das nicht nur zur Goethezeit höhergeschätzte Symbol die nicht nur damals geringgeschätzte Allegorie braucht. Wenn zwei sich streiten, tun sie dasselbe: sie streiten sich.

Prof. Dr. Jochen Hörisch, Mannheim, studierte Germanistik, Philosophie und Geschichte in Düsseldorf, Paris und Heidelberg, und war über drei Jahrzehnte Ordinarius für Neuere Germanistik und Medienanalyse an der Universität Mannheim, emeritiert seit 2018. Wissenschaftspreis der Aby-Warburg-Stiftung. Gastprofessuren: Universität Klagenfurt (1986), École normale supérieure, Paris (1993), University of Virginia (1996), Princeton University (1999) und Indiana University (2002). Zahlreiche Buchveröffentlichungen, zuletzt: »Hände. Eine Kulturgeschichte«, München (Hanser) 2021. – www.phil.uni-mannheim.de/neuere-deutsche-literaturwissenschaft-sp/lehrstuhl/prof-dr-jochen-hoerisch/

17:00 | Elsa Romfeld

Von verwundeten Vögeln und seligen Schönheiten
Die Arbeit mit inneren Bildern in alternativen Heilansätzen

Im Rahmen sogenannter ›Energieheilung‹, insbesondere in modernen schamanischen Ansätzen, die – wie u.a. zahlreiche populärwissenschaftliche Neuerscheinungen belegen – auch in Deutschland zunehmend Bekanntheit erlangen, spielt die Arbeit mit inneren Bildern eine tragende Rolle. Hier zeigen sich dem Heiler die Themen oder Traumata seines Klienten zunächst in Bildern von Verwundung und Missgestalt, die dann im Laufe der Behandlung mithilfe

unterschiedlicher Methoden in hellere, heilere, harmonischere Bilder transformiert werden. Wie das praktisch geschieht, welche Vorstellungen von Krankheit und Gesundheit dem zugrunde liegen und schließlich warum das speziell auch für Philosophen abendländischer Tradition interessant ist, ist Gegenstand dieses Vortrags.

Elsa Romfeld hat Philosophie, Germanistik, Psychologie und Pädagogik in Braunschweig und Konstanz studiert und mit dem 1. Staatsexamen sowie Magistra Artium abgeschlossen. 2004 bis 2008 war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Philosophie an der Universität Bamberg, seither ist sie Akademische Mitarbeiterin im Fachgebiet Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin an der Universitätsmedizin Mannheim. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Medizinphilosophie, Medizin- und MetaEthik sowie in philosophischer Anthropologie. Sie praktiziert außerdem Energieheilung in der Tradition der Q'ero-Schamanen. – www.umm.uni-heidelberg.de/geschichte-theorie-und-ethik-der-medizin/mitarbeiterinnen-und-mitarbeiter/elsa-romfeld/

18:00 | Pause

18:30 | Abendessen

20:00 | Einkehr im Wirtshaus »Augustiner an der Krämerbrücke«

SONNTAG

8:00 | Frühstück

09:00 | Mitgliederversammlung

10:00 | Timo Jouko Herrmann
Klangchiffren und Tonsymbole im Werk von Antonio Salieri

Salieri hat in seiner über fünfzig Jahre währenden aktiven Tätigkeit als Komponist eine ganze Reihe musikalischer Affektsymbole entwickelt, die als typisch für seinen individuellen Stil anzusehen sind, und die angesichts der Popularität vieler seiner Vokalwerke auch auf andere Komponisten wie etwa Ludwig van Beethoven ausgestrahlt haben. Salieri nutzte zudem spezifische textlich motivierte Klangchiffren bzw. Instrumentationseffekte, um die Personen einer Opernhandlung zu charakterisieren oder deren Innenleben auf instrumentatorischer Ebene zu offenbaren. Dies ist eine Besonderheit, die schon manchen seiner Zeitgenossen aufgefallen ist und die bereits Anfang des 19. Jahrhunderts in analytischen Betrachtungen Niederschlag fand.

Dr. Timo Jouko Herrmann, Walldorf, studierte Komposition bei Ulrich Leyendecker an der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Mannheim; Promotionsstudium in Musikwissenschaft bei (dem langjährigen SYMBOLON-Vorsitzenden) Hermann Jung. Er schrieb u. a. die Kammeroper »Unreine Tragödien und aussätzige Dramatiker« (Städtische Bühnen Heidelberg), die Oper »Hamlet – Sein oder Nichtsein« (Oper Dortmund), »Fünf Fabeln nach Jean de la Fontaine« (Gewandhaus zu Leipzig), Kadenzen und Eingänge zu Mozarts Fagottkonzert (aufgeführt bei den Salzburger Festspielen unter der Leitung von Sir Roger Norrington). Literarisch-musikalisches Projekt mit der Schauspielerin Heike Makatsch und Mitgliedern der Heidelberger Sinfoniker. Zahlreiche Preise und Stipendien. Neben seiner kompositorischen Tätigkeit ist Herrmann auch als Violinist, Dirigent, Ensembleleiter und musikwissenschaftlicher Berater tätig. – www.timojoukoherrmann.de

11:00 | Kaffeepause

SONNTAG

11:30 | Ulrich Holbein

Aufblitzende Schönheit, zwischen Schoko- und Kehrseite

Beiträge eines partiell nicht durchgehend superschönen Schöngeistes zur Phänomenologie und Ästhetik des gleichfalls oft nicht restlos Schönen. Behutsame Behandlung von Fragen wie: Wie schön ist Schönes wirklich? Zeigt sich Schönes mehr als 1 x? Darf man weniger Schönes ›unschön‹ nennen? Wie verschont und verschönert man beinah Schönes? Sollte man den Fachbegriff ›hässlich‹ zum H-Wort erklären? Lichtbildervortrag mit reichhaltigem, betont schönem Bildmaterial. (Minimale thematische Änderungen vorbehalten.)

Ulrich Holbein, Allmuthshausen (im hessischen Knüllgebirge), gebürtiger Erfurter, arbeitet seit 1977 als freier Schriftsteller (Essays, Prosa, Lyrik, Hörtexte), nach einem Studium der Theologie und Biologie an der Universität Tübingen, sowie der Freien Malerei an der Hochschule für bildende Künste, Kassel. Zahlreiche Buchveröffentlichungen und Herausgeberschaften, u. a.: »Ozeanische Sekunde«, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1993, »Isis entschleiert«, Berlin (Elfenbein) 2000, »Ein Chinese in Rom. Jean Paul & Goethe: Ein untendenziöses Doppelporträt«, Berlin (Haffmans und Tolkemit) 2013, »Weltverschönerung. Umwege zum Scheinglück – ein Handbuch der lustvollen Lebensgestaltung«, Frankfurt am Main (Haffmans bei Zweitausendeins) 2008. Zahlreiche Beiträge für Zeitungen und Zeitschriften wie »Die Zeit«, »Süddeutsche Zeitung«, »konkret«, »Frankfurter Rundschau«, »FAZ«, »Die Welt«, »Oya«.

12:30 | Abschlussdiskussion

13:00 | Mittagessen

Anschrift des Wirtshauses

Augustiner an der Krämerbrücke
Horngasse 3/4
99084 Erfurt
Tel. 0361/60 190 70
www.augustiner-erfurt.de

Impressum

Programmheft zur 61. Jahrestagung vom 08. bis 10. April 2022 im Augustinerkloster zu Erfurt, »Symbole von Harmonie und Missgestalt«

»Symbolon – Gesellschaft für wissenschaftliche Symbolforschung«, eingetragener und gemeinnütziger Verein

c/o Martin Weyers
Blücherstraße 45
67063 Ludwigshafen

Telefon: 0621 / 66 98 44 35
E-Mail: info@symbolforschung.org

Inhaltliche Konzeption, Programmplanung, Programmheft, Titelfoto: Martin Weyers
Die Beiträge des Symposiums werden in unserer »Symbolon«-Buchreihe veröffentlicht, herausgegeben von Werner Heinz.
»Symbolon«-Logo entworfen von Axel Voss.